III. Jahr Heft 2

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Otto Weininger und sein Werk (Fortsetzung) / Hugo Neugebauer: Herbst / Georg Trakl: Verwandlung, Dämmerung, Trübsinn / Otto Zoff: Isebel / Rob. Müller: An die Jüdin / L. E. Tesar: Ein Traum / Paul Hatvani: Egger-Lienz / A. Bach: Welt der Aufklärung / Voranzeige / Karikaturenfolge 50: Max von Esterle: Georg Trakl.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Oktober 1912 Heft 2

Otto Weininger und sein Werk / von Carl Dallago

(Fortsetzung)

Seit langem, vielleicht schon seit meiner physischen Reifezeit, ist in mir der Gedanke, daß ein Scheitern am Weibe wie ein Scheitern am Leben sein müßte. Der Fall Weininger bezeugt mir, daß dem so ist. Sein größeres Menschentum kehrte sich, weil es im Weibe nicht vorfand, was es suchte, *gegen* das Weib und ward so erst erfinderisch im Vorfinden gegen das Weib. Wer sucht, der findet. Weiningers philosophischer Geist *suchte* am Weibe nach Mängel und Fehlern: so fand er sie auch. Aber es ist Verirrung, mit der Geistigkeit des Philosophen sich dem Weibe zu nahen. Dazu ist das Weib nicht da; eher dazu, daß an ihm der Geist zum Ausruhen komme.

In Weininger degradiert der Wille des Philosophen das Weib zum Nichts: „Das Weib ist Nichts, es ist nur Materie . . . Der Mann ist Form . . . M lebt bewußt, W lebt unbewußt." Demnach: der Mann ist es, von dem das Weib, als Materie, erst die Form, die Bewußtheit, die Klärung empfängt. Was für ein zutreffendes Bild auf den Verkehr der Geschlechter angewendet! — Aber Weininger will das nicht; er sieht nur den Mann in das Nichts einbezogen, indem das Weib im Geschlechtsverkehr *die Bewußtheit, das Sein* empfängt, und sieht dadurch gleichsam das Nichts zum Sein erhoben. Damit, folgert er, lädt der Mann eine Schuld auf sich: Die Schuld

am Weib, an der Exiſtenz des Nichts. Und Weininger ſieht auch „jene tiefſte Furcht im Manne: die Furcht vor dem Weibe... vor dem lockenden Abgrund des Nichts“ und meint: daß im Zuſammenhange damit, daß erſt das Böſe am Manne das Weib ſchaffe, die Kirchenväter das Weib „das Inſtrument des Teufels“ nannten.

Eine geiſtige Ueberreiztheit des Empfindens wird man hier bei Weininger trotz der Logik der Folgerungen nicht leugnen können. Anſtatt des „Etwas“ und „Nichts“ entſpräche vielleicht auch beſſer: Fülle und Leere. Es ergäbe deutlicher, wie die Not der Fülle der Leere bedürftig iſt. Und daß hier ein Austauſch ſtattfindet, ſcheint mir von allen Rätſeln in der Natur das natürlichſte. Gerade der Menſch, als Mikrokosmus genommen, bedarf dieſes Austauſches zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Fülle und Leere, zwiſchen „Etwas“ und „Nichts“, um den ewigen Wechſel, den ewigen Auf- und Niedergang erſichtlich zu machen. Es hinterläßt kein Befremden. So beziehe ich das tiefe Gedicht „Weltengeſicht“ von dem noch wenig gekannten Lyriker Hugo Neugebauer hier ein, indem ich die wunderſchönen Strophen zitiere:

Wenn ich des Aufflugs höchſtes Ziel erreicht,
muß ich zum Tiefſten mich hinunterneigen;

doch dies nicht eher als das Schwere leicht
geworden iſt, das Leichte wieder Schwere
gewonnen, als der letzte Stern erbleicht:

Dann bad ich meiner Schwingen Paar im Meere
und hebe, von verjüngter Kraft durchzückt,
des Lebens Fülle in des Lebens Leere.

Und ſo, denke ich, legt der Umgang und Kräfteaustauſch zwiſchen Mann und Weib, als gleichſam mikrokosmiſcher Umgang und Kräfteaustauſch, in den urſprünglichen Menſchen kein Schuldgefühl und keinen Ekel (der allerdings das ſicherſte Merkmal einer Schuld wäre). Und der bejahte

Phallus ist ihm nicht das Antimoralische; oder er ist es: dann ist dieses Antimoralische zum Erdenleben eben nötig. Es ist „die höchste Moral: Sei!“ Nicht umsonst nannte sich der wahrhafte Nietzsche Immoralist.

Der Mensch als Mikrokosmus mag seinen „Willen zum Wert“ auch in kleinen und kleinsten Dingen zeigen. So auch den Willen zum Wert seiner Oberfläche, seiner Körperlichkeit, der das Weib gleichsam erst Selbstzweck gibt. Deshalb kann der Mann seine Nacktheit nie so gut fühlen wie vor dem Weibe. Und sein Nacktsein tief fühlen können ist auch Befreiung. Diesen Erwägungen ist einer freilich nicht zugänglich, der mit eiserner Entschlossenheit dem Weibe die „Bewußtheit“, die „Seele“, das „intelligible Ich“ streicht, um sein Keuschheitsideal hoher Vernunft durchzusetzen. Ich würde es nicht wagen, selbst dem Tiere die Bewußtheit abzusprechen, da ich mir solche Bewußtheit in verschiedensten Graden, die wir nicht kennen, allen Lebewesen verliehen denke. Weniger Strenge würde hier weniger Gewalt und mehr Gerechtigkeit bedeuten. Es genügte wohl, den Mann als das zu zeigen, was die Bewußtheit des Weibes klärt und umgrenzt. Es wäre aber zu wenig, um das Weib fallen zu lassen, um es vermännlicht zu wünschen: eine Forderung, die zu stellen jenes Keuschheitsideal nötig hat.

Wieder fühle ich jenes Schürende in Weininger, das alle Brücken, die zum Weibe führen, abzubrechen begehrte, um den Bruch mit dem Weibe vollständig zu machen. Man denke sich den mannhaften Charakter, der „Geschlecht und Charakter“ schrieb, später von Liebe befallen. Diese Wahrscheinlichkeit in so jungen Jahren! Nicht umsonst gestand sich Weininger: „Dieses Buch bedeutet ein Todesurteil, entweder trifft es das Buch oder dessen Verfasser.“ Und: „Was ich hier gefunden habe, wird keinen so schmerzen wie mich selbst.“

Wenn ich nun noch höre, wie in der Vorrede von einem Freunde Weiningers über „Geschlecht und Charakter“ gesagt wird: „Wie alles, was Weininger geschrieben hat, so ist auch dieses Werk eine Abwehr gegen das Nichts, gegen das Böse,“ erkenne ich wieder die furchtbare Gefahr, in die das Bekanntwerden mit dem Weibe den Menschen Weininger gebracht haben muß. Es löste die Forderung aus: Alles oder Nichts! Und Weininger rang sich zur Entscheidung für völlige Enthaltsamkeit durch. Nun galt es, diese Entscheidung zu sichern. Es endete mit dem Willen zur völligen Aufhebung des Weibes — des Bösen — des Nichts.

Steht solche sittliche Idee, als Ziel, auch hoch, so scheint mir Weininger in den Mitteln, diese Idee zu befürworten, doch zu weit gegangen. Diese Schuld mußte er mit seinem Leben sühnen. So wird er selbst zum Vorwurf für ein dramatisches Mysterium, dessen Mythos er sich also gedacht hat: „Vielleicht hat der Mann bei der Menschwerdung durch einen metaphysischen außerzeitlichen Akt das Göttliche, die Seele, für sich allein behalten ... Dieses sein Unrecht gegen die Frau büßt er nun in den Leiden der Liebe, in und mit welcher er der Frau die ihr geraubte Seele wieder zurückzugeben sucht, ... weil er sich des Raubes wegen vor ihr schuldig fühlt ... Die Aussichtslosigkeit eines solchen Rückgabeversuches, durch den er seine Schuld zu sühnen würde trachten wollen, könnte wohl erklären, warum es glückliche Liebe nicht gibt.“

Denn das Weib hat Seele. Diese mag sich erst auffinden lassen, wenn der Mann liebt. Weininger, der die Liebe von ihrer Verkörperung, der Begattung, trennen wollte, raubte damit dem Weibe die Seele, um seine Seele vor dem Weibe zu sichern. Und wurde so schuldig und konnte nicht mehr lieben. Denn Lieben ist das Auffinden der

Seele im Leibe, somit auch im Weibe. Und es gibt nur glückliche *Liebe*!

*

Gegen das Ende hin verspüre ich in „Geschlecht und Charakter" eine Zaghaftigkeit des Verfassers. Es ist beinahe, als wollte er etwas gut machen oder wenigstens mildern. In diesem Sinne lese ich: „Die Frauen sind *Menschen* und müssen *als solche* behandelt werden. . . . *Frau und Mann haben gleiche Rechte*". Dieser Satz scheint mir ganz aus der Logik herauszufallen. Wer Geschlecht und Charakter in solcher Weise vorführt und zu so grundverschiedener Einschätzung von Mann und Weib gelangt, darf die beiden, wenn er deren Rechte bestimmen will, nicht mehr einfach Menschen sein lassen. An völlig verschieden gearteten Wesen sind auch die Rechte nicht mehr die gleichen. Und ein Werk wie „Geschlecht und Charakter" müßte die Sonderrechte von Mann und Weib erst recht hervorheben. Vielleicht wäre gerade von hier aus gegen die *Tendenz* von „Geschlecht und Charakter" ein vernichtender Schlag zu führen, wenn man den Begriff Recht möglichst ursprünglich anwenden wollte. Denn jedenfalls müßte dann jedem Geschöpf das Recht bleiben zu seiner natürlichen Beschaffenheit. Es schließt die Sonderrechte in sich, die gewiß für Mann und Weib *nicht die gleichen* sind, weil die natürliche Beschaffenheit von Mann und Weib *nicht ein Gleiches* ist. Der fortgeschrittene Mensch begibt sich vielleicht mit der Steigerung seines Sich-Bewußtwerdens mehr und mehr der Rechte. Das Recht nimmt für ihn immer mehr die Form eines Schutzes oder einer Entschuldigung an, deren er immer weniger benötigt. Das Recht in solcher Form gebührt entschieden in größerem Maße den Frauen und den Kindern. Das Recht *als Macht* aber ist ein Problem, das sich zum Individualitäts- und Menschlichkeitsproblem anwächst. Doch da verläßt das Weib auch schon

den Plan mit der Witterung, daß hier etwas herauskommen könnte, das seiner Hingabe würdig ist.

Und der Mann und Mensch — die große Individualität — der sein Ich in sein Sein hineintrug, so daß er, wenn er vom Dasein nimmt, noch von seinem Teil erhält, verfolgt das Weib mit den Blicken. Und denkt ihrer, wenn die Last des Lebens ihn drückt. Und erfreut sich ihres weiblichen Anblicks und des Vorhandenseins ihrer weiblichen Schwäche, die zur heiteren Hingebung die Kraft findet. Und glaubt den Kirchenvätern nicht, die selber einer Weiblichkeit dienten, der Mutter Kirche, und deshalb vielleicht das Weib in seiner ursprünglicheren und ewig jüngeren Weiblichkeit schlecht machten. Und begehrt diese ursprüngliche Weiblichkeit und erzittert vor ihrer Willigkeit und fühlt, wie sie ihm ein Instrument wird, das er dankbar an sich drückt und aufgreift, um es gegen alle Teufel, gegen alle unheilvolle Unlust zu spielen.

*

Es erübrigt mir noch, dem Verhältnis zwischen Mann und Weib, wie ich es den Ausführungen von „Geschlecht und Charakter" entgegenstelle, eine bestimmtere Prägung zu geben. So denke ich: Mit dem Wachstum des Menschen geht das Wachstum seines Liebens Hand in Hand. Dieses wird freier, vom Objekt losgebundener. Die Zeitlichkeit wird immer seltener, in der es jene reife Sucht befällt, die es zwingt, sich zur völligen körperlichen Vereinigung niederzulassen. Denn das wahre Wachstum des Menschen bringt es vielleicht mit sich, daß das Geschlecht immer mehr zu Geist oder Seele wird. Der Vorgang könnte auch im Weibe gleichsam sein Widerspiel finden, wenn das Weib nur W e i b genug, wenn es Willigkeit und Hingabe genug ist. Denn es wäre möglich, daß dem männlichen Willensmangel zur Geschlechtslust auch die weibliche Willigkeit erliegen würde. (Aehnliches zeigt Ibsen in „Ros-

mersholm".) Das Entscheidende wäre: Ob Weib auf Geist reagiert?

In der freudenreichen Rosenkranzformel des katholischen Ritus heißt es: „Die du vom heiligen Geist empfangen hast!" Es sagt wohl: Daß auch Geist die Willigkeit im Weibe auslöst, die zu stofflicher Empfängnis führt. (Denn Geist muß erst zu Stoff kommen, um Stoff zu gebären.) Und sicher ist es auch, daß das Weib — und zwar je mehr es *Weib* ist — zu großen Menschen sich hingezogen fühlt, daß es die Kraft des Geistes am Manne fühlt. (Man denke nur an die Macht Jesu, des reinsten Menschen, über das Weib.) Weib reagiert demnach auf Geist. Es spricht für die geistige Empfänglichkeit der Weibsnatur und dafür, daß diese nicht dem Stofflichen allein zugekehrt ist. Es macht *das absolute Weib*, das Nur-Weib, zum wünschenswertesten Typus, da es seinen Platz dem Manne gegenüber — also seinen natürlichen Platz — am besten ausfüllt. Es bekundet auch die höchste mögliche *weibliche* Individualität: in das Wachstum des Mannes ihre Entfaltung zu legen. Sie ist es, die die Idee der unbefleckten Empfängnis dartut: nicht in dem Sinne, „daß die absolute Mutter den Koitus nie als Selbstzweck, um der Lust willen, herbeiwünschen würde", — auch nicht als etwas, das empfangen will, ohne zu empfangen — sondern als etwas, *das durch die Empfängnis nicht befleckt wird*.

Je mehr man selber Natur wird, umsomehr gewahrt man überall ihre Ethik, und daß die Bedingungen auch zu höchsten Möglichkeiten zwischen Mann und Weib bereits geordnet in ihr liegen. Deshalb wird es eigentlich müßig, über diese Dinge sich Gedanken zu machen. Weiseste Menschen redeten darüber nicht viel, sie strebten hier *nicht* zu ordnen. Und jenes weiseste Buch eines alten Volkes, der „Taoteking", das das ganze Erdendasein des Menschen zum Vorwurf hat und alles berührt und sogar von

„Mäßigung der Begierden" ſpricht, meint damit nur die Begierden nach zeitlichem Gut und Vorteil, die zu Ueblerem führen, und hat für das Verhältnis von Mann und Weib kein Wort übrig.

Ein anderer philoſophiſcher Geiſt der Gegenwart, der in manchem an Weininger erinnert — deſſen Dualismus ſich aber mehr zur Tat formte, zu einem Sichabfinden des leiblichen mit dem geiſtigen Menſchen (wohl infolge eines glücklicheren Ausreifens) — Karl Kraus kommt zu dem tiefen Ausſpruch: „Die Kinder würden es nicht verſtehen, warum die Erwachſenen ſich gegen die Luſt wehren; und die Greiſe verſtehen es wieder nicht." Es enthält einen Vorwurf gegen alle Ordner in Geſchlechtsdingen. Ich lege ihm die Erkenntnis zugrunde: Die Natur iſt weiſer als alle Nur-Vernunft. Und es iſt vielleicht der ewige Sündenfall des Menſchen, daß ſeine Vernunft dies nicht einſehen will. Er vertreibt ſich ſelber damit aus dem Paradieſe.

*

„Die Emanzipation des Weibes vom Weibe", die hohe ſittliche Idee Weiningers, habe ich nun von mir getan. Die Emanzipation des Weibes vom Manne iſt nicht ernſt zu nehmen. Nötig ſcheint mir nur: die Emanzipation des Weibes vom Verfall. Denn erſt der Verfall ruft eine „Frauenfrage" hervor, und ich wittere für Zeiten, die in dieſem Punkte Erwägungen laut werden ließen, bereits Verfall. Im Occident wie im Orient. Selbſt Nietzſche beachtet dieſe Verfallsſymptome zu wenig. Die Stelle aus ſeinen Schriften, die dies beleuchten ſoll und die Weininger im letzten Kapitel ſeines Buches zitiert, lautet: „Sich im Grundproblem ‚Mann und Weib' zu vergreifen, hier den abgründlichſten Antagonismus und die Notwendigkeit einer ewig-feindſeligen Spannung zu leugnen, hier vielleicht von gleichen Rechten, gleicher Erziehung, gleichen Anſprüchen

und Verpflichtungen zu träumen: das ist ein typisches Zeichen von Flachköpfigkeit ... Ein Mann hingegen, der Tiefe hat, ... kann über das Weib immer nur orientalisch denken: — er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum ... fassen, — er muß sich hier auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinkt-Ueberlegenheit stellen, wie dies ehemals die Griechen getan haben, die besten Erben und Schüler Asiens, — welche, wie bekannt, von Homer bis zu den Zeiten des Perikles, mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft, Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz orientalischer geworden sind."

Weininger rügt hier mit Recht: „Der Individualist denkt hier durchaus sozial-ethisch" und überführt Nietzsche einer Inkonsequenz. Aber Nietzsches orientalisches Denken über das Weib hat entschieden weniger Uebles an sich als Weiningers sittliche Vernunft, die das Weib vermännlichen will. Diese hat in ihrem Sittlichen etwas extrem Christliches. Weininger kam ja aus dem Verfall des Judentums zum Christentum. Nietzsche, der aus dem Christentum kam, suchte ein antikes Ideal und ist hier extrem orientalisch und nicht groß. Es berührt auch mehr wie ein momentaner Erguß, wie momentanes Verweilen. Es bedeutet noch nicht sein Hinaus- und Hinauf-Kommen. Nietzsche hat über Mann und Weib auch Schönstes ausgesagt: „Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will. Und gehorchen muß das Weib und eine Tiefe finden zu seiner Oberfläche". Das atmet Ursprung und keinen Verfall, auch ist es unvereinbar mit dem vorher Zitierten. Es verneint jeden Antagonismus, und wenn es solchen vorhanden sein läßt, wäre es nur, der Spannung die größte Anziehung zu geben. Es ist auch kein „Ewig-Feindliches" da, oder wenn es da sein sollte, ist es nur Verkleidung eines Wollens nach innigstem Zusammenschluß.

Es ist die Natur des Weibes, die nach dem Glück verlangt: „Er will". Das Weib will seine Willigkeit anbringen, diese bedingt seine Freiheit. Wer das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum hält, schädigt sich, ja nimmt sich den Besitz des Weibes vorweg. Dieses ist an der eigenen Erfüllung gehindert. Das „dem Manne Gehorchen" muß ein „dem Weibe Gehorchen" sein und nicht ein Gehorchen einem Machtverhältnis des Mannes. Es ist immer Verfall da, wo ein solches Machtverhältnis in Kraft tritt.

Hier ist nicht der Platz nachzuspüren, inwieweit bei den Griechen mit dem Machterwerb des Mannes gegen das Weib der Verfall zusammentrifft. Es sei hier nur daran gemahnt, daß ein Tun des Verfalls oft lange Zeit – auch Jahrhunderte – verstreichen läßt, bis es als Verfall genügend in Erscheinung tritt. Und daß die Zeit von Homer bis Perikles zunehmende Kultur zeigte, wäre noch kein Beweis dafür, daß in ihr nicht bereits etwas gelegen hätte, das später den Verfall nach sich zog. Eine Zeit der scheinbar größten Blüte kann bereits ein Tun des Verfalles, gleichsam als Keim, in sich tragen und umgekehrt. Sicher ist: daß, wo Strenge sich nötig macht, immer etwas schwächer geworden ist. Strenge ist verkleidete Gewalt; und wo Gewalt gebraucht wird, ist eine bessere Kraft, ist eine Macht im Versiegen.

So stimmen wir hier gegen Nietzsche, sind aber weit entfernt der Auslegung beizustimmen, die Weininger seiner Ablehnung gibt: „Der Koitus ist in allem Asiatismus die Bezahlung, welche der Mann der Frau für ihre Unterdrückung zu leisten hat. Und so sehr es die Frau charakterisieren mag, daß sie um diesen Preis sicherlich stets auch dem ärgsten Sklavenjoch sich gerne fügt, der Mann darf auf den Handel nicht eingehen, weil auch er sittlich dabei zu kurz kommt." Denn diese schlechte Meinung über das

Weib können wir niemals teilen, nicht etwa, weil wir gegenteilige Erfahrungen gemacht hätten, sondern weil wir letzten Endes selber Schöpfer des Weibes sind, das wir in uns tragen, und so mit jener Meinung uns nur selber verurteilten.

Aber da wir das Weib auf Stoff und Geist reagierend wissen, sehen wir dadurch ein *natürliches* Machtverhältnis des Mannes geschaffen, das wir durch kein *neues* Machtverhältnis, durch keine Satzung und keine Ordnung schädigen und entstellen möchten. Dieses natürliche Machtverhältnis dürfte es mit sich bringen, daß dem besseren Manne, als einer stärkeren Kraft, das Weib auch *mehr* eignet, und daß die am meisten veräußerlichten und verphilisterten Menschen des Weibes, als einer von der Kraft des Mannes ausgelösten Willigkeit, am wenigsten teilhaftig werden, da auch ihr Stoffliches das wenigste Leben hat. Wenn es anders auszusehen scheint, wäre zu fragen: ob das, was solche Leute genießen, auch *Weib* ist? Und die „Zahl der Beischläfe" die „Legitimation eines Masculinums" werden zu lassen, widert auch uns an. Denn wir denken, es ist die Kläglichkeit solcher Gecken der Lust — deren jeder sich schon als Don Juan fühlt, ohne von Don Juan'scher Menschenart eine Ahnung zu haben — an der sich *der Verfall* des Weibes erst völlig herausgetraut. Und wer beim Beischlaf sittlich nicht zu kurz kommen will, muß des Weibes Willigkeit mit seinem ganzen Liebeswillen aufwiegen. Es bringt vielleicht mit sich, daß er überall zu kurz kommt, sogar in der Lust. Des Weibes teilhaftig werden, müßte jedoch dem Manne immer Wachstum sein. Denn es würde eine Willigkeit in seinen Willen legen, so daß dieser zu immer Neuem und Höherem gelangen könnte. Es könnte dahin führen, daß schon die Willigkeit zur Lust würde, wodurch der Beischlaf als solcher immer mehr in den Hintergrund käme. Zuletzt wäre es eine Art Ueberwindung des

Beischlafes durch das Weib. Und so wohl auch sittlicher als eine sittliche Idee, die zwingt, etwas zu verneinen, was ein Werk der Schöpfung ist.

Das alles spräche zugleich gegen Nietzsche, der mit der Forderung, das Weib als „Besitz", als „verschließbares Eigentum" zu fassen, die Willigkeit in der Weiblichkeit – ihr Wachstumfähigstes: Das Weib im Weibe – einem Machtverhältnis opfert, so daß ihr Eigenstes: „Er will" erwürgt wird. Denn: das Weib muß gehorchen können. Es ist jetzt die Weibsnatur, die diese Forderung stellt, drohend und unerbittlich, nicht der Mann. Sie bedarf hiefür ihrer völligen Freiheit. Es bedeutet: Die Emanzipation des Weibes vom Verfall. (Hier erhellt sich die Sphäre, aus der der Verfall am Weibe herrührt: Aus der Sphäre, die die Männer zu Weibern machte – aus Gesittung, Gesellschaft, Zivilisation.)

Der Mensch aber, der auch Mann genug ist, wiederholt sich die Forderung in seinem Lichte. Es bleibt ihm: Das Weib muß gehorchen! Doch ohne alle Drohung. Er hört es dahin: daß erst, wo das Gehorchen ist, das Weib ist. Und sucht und sucht. Und je mehr er Mann und Mensch ist, umso weniger ist es ihm vielleicht beschieden, das Weib unter den Weibern zu finden. Es ist vielleicht, weil das Geschick mehr mit ihm vor hat – ihm mehr Weib, mehr Willigkeit, mehr Gehorchen noch zuwenden will. Es läßt ihn immer einsamer werden, wodurch er auch immer mehr zu seinem menschlichsten und natürlichsten Gesetz kommt, das ihn alle Pflichten lösen, allen Banden sich entziehen läßt. So betritt er vielleicht ein Empfindungsbereich, das ihn in eine solche Verfassung bringt, daß ihm die Einsamkeit zum Weibe wird. Ihre Willigkeit begegnet unendlich seinem Willen. So erhielte sein Jasagen zum Weibe sein „Dionysisches."

Damit beende ich meine Exkursion durch „Geschlecht und

Charakter", noch hinweisend auf die erhabenste Stelle dieses Werkes, die uns „das Dionysische Kantens" vorführt, den der Verfasser dauernd am höchsten verehrt hat. Umso merkwürdiger bleibt es, daß er sich anschickte, über einen begrifflich unumstößlich feststehenden Satz dieses Philosophen hinweg in bewußtester Weise dem Menschen das Weib zu nehmen. Er nahm damit nur seinem Erdendasein die Freiheit und ertrug es bald nicht mehr. Düster steht nun und warnt Kantens Satz: „Erst Mann und Weib zusammen machen den Menschen aus".

(Schluß folgt)

Herbst / von Hugo Neugebauer

Der Feuerglanz der Sonne ist erloschen,
Entspannt ist ihres Bogens straffe Senne,
Das goldne Weizenkorn ist ausgedroschen,
Die taube Aehre dunkelt auf der Tenne.

In trüben Lüften Mückenflügel schwirren,
Aus schwarzem Moore über braunen Acker
Lichtmännlein gaukelnd hin und wider irren
Verführerisch mit geisterndem Geflacker.

Kreischende Krähen hacken aus den Schollen
Lichtscheue Larven mit den spitzen Schnäbeln,
Des Himmels Augenlider sind geschwollen
Von Regentränen und gesenkt von Nebeln.

Früh taucht der Tag in Nacht mit bleichen Scheinen,
An blasser Mauer brennt die Fieberröte
Welkenden Laubs und selbst die Steine weinen
An Waldes Saum beim Ton der Hirtenflöte.

Verwandlung, Dämmerung, Trübſinn/ von Georg Trakl

Verwandlung

Entlang an Gärten, herbſtlich, rotverſengt:
Hier zeigt im Stillen ſich ein tüchtig Leben.
Des Menſchen Hände tragen braune Reben,
Indes der ſanfte Schmerz im Blick ſich ſenkt.

Am Abend: Schritte gehn durch ſchwarzes Land
Erſcheinender in roter Buchen Schweigen.
Die Fledermäuſe pfeifen in den Zweigen
Und grauenvoll verfällt ein leer Gewand.

Geruhiges vor einer Schenke ſpielt,
Ein Antlitz iſt berauſcht ins Gras geſunken.
Hollunderfrüchte, Flöten weich und trunken,
Reſedenduft, der Weibliches umſpült.

Dämmerung

Im Hof, verhext von milchigem Dämmerſchein,
Durch Herbſtgebräuntes weiche Kranke gleiten.
Ihr wächſern runder Blick ſinnt goldner Zeiten,
Erfüllt von Träumerei und Ruh und Wein.

Ihr Siechentum ſchließt geiſterhaft ſich ein.
Die Sterne weiße Traurigkeit verbreiten.
Im Grau, erfüllt von Täuſchung und Geläuten,
Sieh, wie die Schrecklichen ſich wirr zerſtreun.

Formloſe Spottgeſtalten huſchen, kauern
Und flattern ſie auf ſchwarz getreuzten Pfaden.
O! trauervolle Schatten an den Mauern.

Die andern fliehn durch dunkelnde Arkaden;
Und nächtens ſtürzen ſie aus roten Schauern
Des Sternenwinds, gleich raſenden Mänaden.

Weltunglück geistert durch den Nachmittag.
Karaten fliehn durch Gartchen braun und wüst
Lichtschnuppen gaukeln um verbrannten Mist
Und Schlafer schwanken heimwärts, grau und bag.

Auf der verdorrten Wiese lauft ein Kind
Und spielt mit seinen Augen schwarz und glatt.
Das Gold tropft von den Büschen trub und matt.
Ein alter Mann dreht traurig sich im Wind.

Am Abend wieder über meinem Haupt
Saturn lenkt stumm ein elendes Geschick.
Ein Baum, ein Hund tritt hinter sich zurück
Und schwarz schwankt Gottes Himmel und entlaubt.

Ein Fischlein gleitet schnell hinab den Bach;
Und leise rührt des toten Freundes Hand
Und glättet liebend Stirne und Gewand.
Ein Licht ruft Schatten in den Zimmern wach.

Jsebel / von Otto Zoff

Königin Jsebel begann ungeduldig zu werden. Als aber die ersten Schatten der Dämmerung nieder fielen, kam endlich Naboth aus seiner Hütte und wandelte langsam in seinem Weingarten von Rebenstock zu Rebenstock und blieb oft stehn und wandelte wieder weiter. Königin Jsebel ging, ohne ihren Schritt zu beschleunigen, bis zu dem Zaune vor, der den königlichen Park von Nabothe Weingarten trennte, zierlich sich hin und wieder wiegend und das Haupt in den Nacken zurückgelegt, so daß ihre Augen im letzten Lichte wie grüne Edelsteine leuchteten. Naboth sah von den Reben auf, während seine Stirn den Schatten einer vorüberwehenden Sorge trug, aber

er bemerkte die Königin nicht. Er legte sein Haupt in den Nacken, schmiegte die Hände in die Falten des Talars und sah zum Himmel empor. Er sah den Abend auf unzähligen rieselnden Wolken und in einem schmeichelnden Winde von der Ebene herüberkommen. Isebel aber stand nun am Zaune und lehnte die bloßen Arme auf und lachte dann leise. Da drehte sich Naboth um und beugte sich tief, während sein Gesicht verschlossen blieb.

Isebel lachte verhalten und ihre Schultern schimmerten unter dem grünen Seidengewebe. „Nun, Naboth, gibst du uns noch immer nicht deinen Weingarten? — —"

Naboth aber entgegnete ruhig, während sich sein Blick an Isebel vorbeilegte: „Das lasse Jehovah fern von mir sein, daß ich das Erbe meiner Väter dem König Ahab geben sollte."

„Wie du stolz bleibst, schöner Naboth . . . Warum stehst du mir so fern? Wagst du nicht, der Königin näherzutreten . . . ? Der Abend ist so warm, ich möchte manches mit dir reden . . . tritt doch näher . . ."

Er ging ein paar Schritte gegen sie vor, während seine Hand in dem langen Barte spielte. Isebel stand über den Zaun gebeugt, die Brüste an das Holz gedrückt, und sagte langsam:

„Was spricht man von mir in Samaria?"

Naboth entgegnete:

„Man spricht nicht gut von dir . . ."

Sie warf das Haupt leicht auf: „Warum?"

„Oh," sagte Naboth, als spräche er nicht von ihr. „Es war nicht gut vor den Augen Jehovahs, daß Ahab ein Weib aus Zidonien nahm . . . du hast ihn verführt, neben dem Hause Jehovahs ein Haus Baals zu bauen. Du hast viele verführt, die starke Männer einst waren und gottfürchtig und gerecht; und nun sind sie vom Teufel besessen. Und es ist nicht gut, das Geschmeide, das du trägst, die

goldenen Gehänge und die Perlen, denn durch drei Jahre hat Israel keinen Regen gehabt und das Land ist verödet und arm ... Aber du hast die Herzen der Männer mit deiner Schönheit weich und kindisch gemacht!"

Isebel beugte sich rasch vor: „Bin ich schön? Naboth, bin ich schön?"

„Mußt du mich täglich fragen?"

„Oh — du willst es mir nicht sagen. Und ich will es aus deinem Munde hören. Niemand braucht es mir sagen; aber du sollst es. Bin ich schön — Naboth? Sieh, mein Haar: sie sagen, es sei wie die Palmen in der Nacht. Meine Wangen: sie sagen, sie seien wie die Granatäpfel, die in der Mittagssonne leuchten. Meine Lippen: sind sie nicht wie die Fäden des Purpurs, das die Knechte von Tyrus bringen ... O, sag mir, daß ich schön bin..."

Und da er nicht antwortete:

„Ist dir all dies nicht genug? Ich will meine Schönheit vor dir hinlegen wie ein Kaufmann seine Ware vor dem unzufriedenen Käufer. Sieh, meine Schultern, - sind sie nicht wie Weizen, wie reifer, wogender Weizen? O meine Schultern sind —"

Da rief er: „Du versündigst dich, Königin!"

Sie aber richtete sich auf und faßte mit beiden Händen ihre Brüste und hob sie auf und sprach wie in einem Gesang: „Siehe, siehe, Naboth: meine Brüste —! Sie sind wie Trauben —!"

Da warf er die Arme gegen sie und schrie auf und wich zurück. Isebel aber, von Gier besessen, bäumte ihm ihren Körper entgegen und rief:

„Mein Schoß ist wie ein Hain —"

Er aber, schon weit in den Abend zurückgewichen, klagte aus der Ferne:

„Wehe, wehe, wehe! Du treibst Unzucht vor den Augen des Herrn. Die Hunde und Vögel werden deinen Leichnam

freſſen, Iſebel! Schmach wird deine Kleidung ſein. Und du ſelbſt wie Spreu im Wind —!"

Sie ſtand ſtill und horchte, aber ſie ſah ihn nicht mehr. Der Abend ruhte dunkel über der Erde, der Geruch der Oelbäume wurde ſchwer und ſtark. Ihre Hände ſanken von ihren Brüſten und es war ihr, als ob die Lider von einer ſchweren Flüſſigkeit angefüllt ſeien und die Augen drückten. Dann öffnete ſich ein wenig der Mund. Sie wollte Naboth etwas nachrufen. Aber die Lippen zogen ſich zuſammen und es wurde nur zu einem böſen Lächeln, das bis in die Schläfen hinaufliefe. So ſtand ſie eine Weile und war zuſammengeduckt und zitterte.

Dann richtete ſie ſich empor und begann, ſich langſam den Weg zum Palaſte aufwärts zu tragen. Ihr Haupt hing ſo tief, daß das Kinn den Hals drückte. Hie und da aber ſchüttelte ſie es jäh und ſchlug eine heiſere, wilde Lache auf, wobei es ſchien, als gierten ihre ſpitzen Zähne nach der Nacht. Dann aber ſank ſie wieder in ſich zurück und ihr Körper taumelte im Schreiten und ihr Fuß ſchien nur unſicher den Boden zu finden.

Auf der Terraſſe des Palaſtes ſtanden Ahab und Obadja, der Hüter des Hauſes, und ſahen ſchweigend in den Abend hinaus. Iſebel erkannte, wie ſie nun die Treppe aufwärtsſtieg, daß der Unmut über gehörte Worte das Geſicht des Königs bedeckte und ſeine halbgeſchloſſenen Augen gleichſam von innen verbrannte. Und ohne deſſen zu achten, daß Obadja ſich tief vor ihr beugte, trat ſie neben den König und fragte: „Noch immer über Naboth unmutig?"

Und als der König, ohne ſich zu ihr zu wenden, von ſeinem Zorn erſtarrt daſtand, fuhr ſie fort: „Ich habe ihn ſoeben zum letztenmal gebeten, uns den Weinberg zu verkaufen. Ich bot ihm hohe Preiſe. Aber er blieb ſtarr und ſprach von Eurem Jehovah und den Vätern . . . Du

wirſt eben verzichten müſſen, einen ſo großen Garten zu beſitzen wie dein Bruder, der König von Juda."

Und als der König ſich noch immer nicht rührte, wich ſie wieder von ihm ab, tänzelte ein paar Schritte. Dann lehnte ſie an einer anderen Seite der Terraſſe und ſah in den ſchlafenden Garten hinab und ſog den Geruch der Oelbäume ein. Und fragte plötzlich:

„Warum töteſt du ihn nicht?"

Da brach es gequält aus Ahab: „Wenn ich nur könnte! Ha, wenn ich könnte! Aber er iſt dem Volke wie ein Prophet. Er hat in der Wüſte gelebt und die Stimme Jehovahs ſoll zu ihm niedergekommen ſein . . ."

Und dann mit einer Geſte des Ekels:

„Aber wir wollen nicht mehr davon ſprechen . . ."

Und er wandte ſich und ging in den Palaſt.

Iſebel rührte ſich nicht. Obadja aber richtete ſich nun aus ſeiner Erſtarrung und reckte ſich und ſchritt ſchweren Ganges längs der Brüſtung auf und ab, wobei ſein Schwert von Zeit zu Zeit ſchrill auf den Stein fiel. Auf den Wegen des Gartens wurden die Schatten der Diener lebendig, die in den ſteinernen Kandelabern Fackeln anbrannten. Das rote Licht warf ſich aus dem Schwarz der Nacht wie große und breite Zungen: ſie ſtreckten ſich und zogen ſich zuſammen und ſchienen zu ſuchen und wieder zu verlieren. Nur ſelten drang aus dem Hauſe der vereinzelte, hohle Ruf eines Aufſehers, das Lachen einer Dirne, das Klirren getragener Geräte . . .

Träge richtete ſich Iſebel aus ihrer hingebückten Stellung auf, ſah mit flirrenden Augen zu Obadja hin. Und dann begann ſie gleich ihm die Terraſſe nach allen Richtungen abzugehen. Einige Zeit. Bis ſie ihm plötzlich in den Weg lief. Da ſtanden ſie ſtill . . .

Sie fragte:

„Wie lange ist es schon, daß du nach dem Weibe deines Königs Begehr trägst?“

Obadja fuhr zurück und warf die Hände mit langgespreizten Fingern auf. Sie lächelte. Dieses Lächeln verwundete ihn und in Schmerz fand er wieder zu sich selbst. Noch wollten seine Lippen ihm nicht zu Diensten sein. Dann aber stürzte das Wort aus ihm, nach dem er haschte: „Seit dem ich dich gesehen habe ... .“

Isebel sah ihn von unten zwischen den Wimpern an: „Wenn du mein Haar küssen dürftest oder meine Hände, was würdest du für mich tun?“

„Alles.“

Und sie, nach einer Weile:

„Weißt du, daß Naboth Jehovah und den König Ahab laut gelästert hat, als er heute Abend in seinem Garten stand?“

Obadja taumelte erschreckt zurück:

„Naboth? “

„Du weißt es nicht?“

Und langsam, während sie jedes Wort scharf aus ihrem Munde fallen ließ und während ihr Gesicht sich immer näher zu den Lippen Obadjas bog, flüsterte sie: „Wenn du es noch nicht weißt, — so — sollst — du es von jetzt an wissen.“ Und plötzlich schnellte sie sich auf und entbrannte ihre Augen und zischte: „Und siehe dazu: daß es morgen ganz Samaria weiß!“

Aber Obadja stand wie von einem großen Schreck an Händen und Füßen gefesselt. Sein Mund klaffte der Königin entgegen, während seine Augen, allen inneren Leuchtens beraubt, wie zwei große, fahle Glaskugeln aus ihren Höhlen traten.

Sie aber wich langsam von ihm, indem sie den Oberleib so rückwärts bog, daß sich ihre Brüste gegen das Kleid

spannten, als wollten sie wie Früchte aus ihrer Schale springen. Und während sie Schritt für Schritt seinen ebenso entsetzten als gierigen Augen ferner wurde, mahnte sie nochmals:

„Siehe zu, daß es morgen ganz Samaria weiß, daß Naboth Jehovah und den König Ahab gelästert hat . . ."

Da schrie Obadja wie in letzter Abwehr auf.

Isebel stand schon in der Türe. Von innen warf sich das festliche Licht um ihren Körper. Sie beugte sich vor und lächelte und rief leise: „Du willst alles für mich tun, wenn du mein Haar küssen dürftest . . . Es liegt an dir, daß ich morgen die Türe meines Schlafzimmers zu schließen vergesse . . ."

Noch einen Augenblick strahlte ihn ihr Lächeln an, das wie Silber von Lippen und Augen zu rieseln schien. Dann war sie ihm entschwunden.

Und dann saß sie an der Seite König Ahabs in dem großen, prangenden Saal, unter den Hunderten der Gäste und Freunde. Und während der König in seinem Zorn verbissen, wie alleingelassen in der lauten Runde, dasaß und die Speisen kaum berührte und nur den Wein aus einem goldenen, mit dem Bilde dreier häßlicher Götter verzierten Becher in schnellen Zügen trank, war sie ganz Fröhlichkeit und ihre Augen schienen von tausend grünlich schimmernden, durcheinander tanzenden Funken erhitzt zu sein. Ihr Blick lief immerwährend durch den ganzen Saal, lag bald auf diesem, bald auf jenem, immer nur wie ein Tropfen Lichtes, der gleich wieder verlischt. Endlich blieb er auf dem Harfenspieler Joram liegen, der in der Ecke des Saales auf das Ende der Schwelgerei wartete, um dann dem Könige vorzuspielen. Er war noch ganz jung, kaum aus den Kinderjahren gekommen. Aber der Blick, mit dem er Abend für Abend zu Isebel hinübersah, immer nur furchtsam und schnell, war von der Leidenschaft des Mannes

angezündet. In diesen Blick hatte sich die Königin oft und oft gleichsam hineingelegt, hatte sich von ihm gleichsam umschmiegen und küssen lassen und hatte ihn jedesmal wie das Versprechen einer großen, innerlichen Kraft hingenommen. Nun ließ sie diesem Blick den ihren begegnen, in einer heißen, ringenden Zeitstrecke zusammenstoßen. Und, trotzdem sie sogleich wieder nach anderen Orten Ausschau zu halten schien, so fühlte sie doch, daß der schlanke, knabenhafte Körper des Knaben wie von einem großen Ereignis getroffen worden war.

Später fragte sie so nebenhin in ihre nächste Umgebung hinein: „Wer ist eigentlich der Knabe dort, der Harfenspieler —?“

Da erzählte man ihr, er sei ein Hirtenjunge vom Karmel, wo er die Schweine seines Vaters gehütet habe. Als Ahab in den Krieg mit Ben-Hadad gezogen, da sei er, nur mit einem Lammfell um die Lenden bekleidet, zu ihnen gekommen, um sich anzubieten. Aber er sei zu schwach für den Kriegsdienst gewesen und wäre unter der Last des Schildes beinahe zusammen gebrochen. Man hätte ihn dann als Diener Ahabs mitgenommen. Und da es sich nun an den Rastabenden gezeigt habe, wie schön er das Harfenspiel meistere, so hatte ihn Ahab gern bei sich behalten und sogar lieber gewonnen als manchen seiner ältesten Freunde.

Ein anderer erzählte wieder von der Frömmigkeit des Knaben, der keine anderen Götter als Jehovah kennen wollte, sich strenge von dem Genuß der unreinen Tiere enthielt, und am Sabbath wie ein Entzückter im Gebete lag. Und man lächelte über ihn.

Die Königin aber sprang von diesem Gespräch wieder auf ein anderes und lachte und trank viel an diesem Abend. Bald neigte sie sich hierhin, dann dorthin, immer überschüttet vom Gelüste der vielen Blicke und dem Golde der Flammen, das von der Decke des Saales wie ein

sprühender Regen niedersank. Sie selbst aber schien in Gold zu verfließen; denn ihr Kleid, mit dem Golde von Ophir durchwirkt, blitzte und funkelte bei jeder Bewegung. Goldene Gehänge und goldene Schnüre mit eingefaßten Perlen ruhten unter dem Halsansatz, nahe den Brüsten. So schien, wenn sie eine jähe, kleine Bewegung machte, der ganze übrige Saal wie beschämt in Dämmerung zurückzusinken und nur ein dunkles Schauen zu ihr hin zu sein.

Dann sang der Jüngling Joram. Aber seine Stimme klang hohl in dieser Lustigkeit, fremd und störend. Die Saiten der Harfe aber hörte man gar nicht, sie schienen kaum berührt zu werden: und als man hinsah, sah man seine Hände wie ohne Kraft und Sinn in der Luft flattern, hie und da eine Saite treffen und nicht selten wie in einer Anwandlung bleierner Müdigkeit niedersinken. Seine Stimme wurde immer trauriger. Und als er aufschaute und sich von einem Kreis verwunderter und höhnischer Gesichter eingeschlossen sah, schloß er schnell und beschämt und wagte nicht wieder, den Blick zu erheben.

Dann fielen die Pauken ein, Trommeten riefen und endlich begannen die Posaunen wie über eine Weite hinzujagen. Klingeln lächelten dazu und Zithern huben hin und wieder leise zu seufzen an. Da stand Isebel auf und ging von diesem zu jenem, sprach, lachte, tänzelte. Wie ein Strahl Lichtes wanderte sie um die Tische. Und plötzlich stand sie vor Joram und lächelte. Diesem aber fielen die Hände. Wie von einem großen Schreck stand er an die Wand gedrückt.

Isebel flüsterte:

„Ich muß mit dir sprechen .... Komm um Mitternacht zu mir. Nimm aber obacht, daß dich Niemand bemerkt!“

Und ohne ihn weiter anzusehn, wandelte sie weiter, das Haupt zurückgeneigt, die Augen mit einem grünen Glanz wie in sich selbst verzogen.

Dann stand sie vor Ahab still und lächelte lauernd: „Noch immer zornig, weil Naboth nicht den Weingarten —?“

Ahab aber griff den Tisch und rüttelte ihn und die Geschirre klirrten. Dann saß er wieder starr, die dicken, roten Hände noch immer an das Holz gedrückt und mit glotzenden Augen vorgebückt, als läge ein Feind vor ihm. Dann lachte er roh auf.

Isebel neigte sich tief und die Gehänge sprangen ein ander zu und klangen. Dann verließ sie den Saal.

Sie ging langsam, mit schleppendem Schritt. Durch die hellerleuchteten Gänge schritt sie, wo die Diener wie von Geißeln gejagt hin und wieder liefen. um, wenn sie die Königin erblickten, niederzufallen und die Stirne an den Boden zu drücken. Dann gelangte sie in die dämmerigen Gänge, die zu ihren Sälen führten. Am Eingang stand der Lieblingssklave, ein Mohr, der bei ihrem Nahn dröhnend hinsank und das Gesicht in den Stein verlieren zu wollen schien. Nur ganz schwach blinzelnd sah sie auf den Liegenden nieder und sah den ungeheuer breiten Rücken sich im Atem wie ein schwarzes Schild auf und nieder heben. Als sie einige Schritte gegangen war, blickte sie sich um, ohne etwas dabei zu denken. Und sah, wie der Mohr, noch immer am Boden liegend, das Gesicht ihr nachgewandt hatte, sah seine glotzenden, kugelrunden Augen, seine schwellenden Lippen, die sich, gleichsam im Durste nach ihr, vorschoben. Da war ihr, als ob ihr ein Tier nachschleiche, und von Ekel geschüttelt, schritt sie fliehend weiter, während sich ihr Haupt fast ängstlich zwischen die Schultern duckte.

In ihrem Zimmer ließ sie die Kerzen löschen und stand dann allein am Fenster und sah hinab. Unten lag die Terrasse, von gebrochenen Lichtern nur milde überdeckt. An der Brüstung aber lehnte noch immer Obadja, starr und dunkel gegen den nächtlichen Garten. Als sie näher hinsah, bemerkte sie, daß er zu dem kleinen Licht gewendet stand,

das tief unten aus dem Schwarz der Zypressen sich emporrang. Sie zuckte stark zusammen, ja, ihre Hände fuhren schnell zur Brust empor und hoben das Kleid vom Fleisch ab, wie um den Atem zu erleichtern. Dann aber schien aller Schreck wieder von ihr abzugleiten, und eine Kühle umhüllte diesen zarten Leib und machte ihn starr. Wie eine Leblose stand sie; nur die Lippen trennten sich nach und nach von einander, die Zähne traten wenig hervor und ein scharfes Lächeln kroch über das Gesicht.

So stand sie lange, lange. Immer sah sie nach dem kleinen, fahlroten Licht, das aus der Ferne gleich einem wehen und mahnenden Auge heraufschaute. Dann wieder sah sie zu Obadja hinab und sah seinen großen Leib wie von einer Woge immer aufgehoben und gesenkt werden. Sonst war keine Bewegung in ihm. Und das Schweigen der Nacht begann langsam über das Brüllen der Gäste zu siegen. Hie und da klang es noch zu ihr, wenn kupferne Geschirre aneinander gestoßen wurden oder wenn irgend ein Wort das unbändige Lachen der Männer aufwarf. Dann wieder kam der Wirbel der Pauken und Triangeln und Posaunen.

Endlich entfernte sich Isebel vom Fenster und ließ ihre Gewänder niedersinken und bekleidete sich nur mit einem dünnen, purpurroten Gewebe. Dann warf sie sich auf das Ruhebett, hielt die nackten Arme unter dem Kopf gekreuzt und schloß die Augen. So lag sie einige Zeit ganz still. Dann aber bäumte sich der Körper weich auf, ein Beben durchzuckte ihn und sie seufzte gequält. Die Lippen suchten einander, die Zunge spielte katzenartig mit ihnen und ihre Hände drückten immer wieder die Brüste. Jäh sprang sie auf und lief zum Fenster.

Das Licht im Tale war erloschen.

Ihr Atem ging schnell und heiß. Sie fühlte ihr Blut in die Kehle aufsteigen und in den Ohren trommeln. Ihr ganzer Leib war in Fieber getaucht. Wie in verzweifelter

Raſerei drückte ſie ſich an die Mauer und fühlte ſich mit einem Male unendlich müde.

Da hörte ſie Stimmen. Sie bückte ſich niederwärts. Da ſah ſie den jungen Harfenſpieler Joram, trunken und verſtört, auf die Terraſſe taumeln, ſah Obadja ſich zu ihm wenden, ſah, wie Joram ſtill ſtand und kühle und beſonnen wurde. Dann ſprachen beide miteinander. Selten nur drang ein Wort zu ihr, aber es war etwas Gleichgültiges. Schon ging ihre Aufmerkſamkeit wieder von den Männern fort, als plötzlich Joram aufſchrie:

„Das iſt nicht möglich!!“

Leiſe entgegnete Obadja etwas.

Und Joram wieder heftig und dringend:

„Naboth?! . . . Naboth?!“

Obadja nickte ſchwer und ließ dann das Haupt an die Bruſt geſenkt liegen.

Da war es lange Zeit wie in einem Grabe ſtill. Dann hob der Jüngling in einer flehenden Gebärde, in einer unſäglichen Angſt beide Arme zu Obadja auf. Aber Obadja zuckte nur die Schultern und grollte dumpf:

„Ich habe dir ſchon geſagt: es iſt kein anderer. Ich habe es ſelbſt gehört.“

Da hob Joram, gleichſam innerlich zuſammengebrochen, die Hände in einer unſäglichen Gebärde ohnmächtigen Jammers. Dann wandte er ſich langſam, ſchwankte und taumelte blind und ſtützte ſich an die Brüſtung und lag betäubt über ihr.

Tänzelnd wich Iſebel vom Fenſter zurück. Ihre Augen ſtanden kalt wie grüngoldene Steine. Dann breitete ſie die Arme und ihre Bruſt ſchien das dünngewebte Kleid ſprengen zu wollen. Und ſie nickte. Und lächelte ſcharf. Und nickte immer wieder.

Als aber nach einer endlos ſcheinenden Zeit des Wartens leiſeſte, zagende Schritte hörbar wurden, die ſich oft

plötzlich verhielten, um dann wieder, noch langſamer, noch vorſichtiger, ſich zu nähern, richtete ſie ſich ganz auf und zündete die Ampel an. Da ſprang durch purpurne Tücher das Licht in einem verſengten Rot hervor. Dann hob ſie die Arme und ſtrich das Haar und ordnete das Gehänge und wartete. Die Schritte ſtanden draußen vor dem Teppich an der Türe ſtill. Da rief ſie ſüß: „Tritt ein, Joram!“

Der Vorhang ging ein wenig auseinander und Joram ſchob ſich ſchnell in den Saal und ſtand wie ein Erſtarrter. Denn was er erblickte, war das Göttliche ſelbſt: wie eine glühende Fratze hing das rote Licht von der Decke des Saales und floß zu allen Winkeln und Wänden hin und belebte ſie gleichſam mit dem Hauch eines dumpfen, unheimlichen Feuers. In dieſem Licht aber ſtand die Königin Iſebel, hochaufgerichtet und geſpannt. Nur ein dünnes Purpurgewebe war über ihren Leib gelegt, ſo dicht aber, daß das Fleiſch wie das erſte Licht eines anbrechenden Morgens durchſchimmerte. Er ſah ihre Brüſte, die ſich im Atem immer ſchimmernd aufhoben und dann ſah er den ganzen Leib ſich dehnen und wie in Wolluſt ſich nach rückwärts biegen. Die Arme und den oberen Teil der Bruſt und die Füße aber ſah er nackt und ſah die Arme gehoben und an das Hinterhaupt gelegt. Unter dem Halſe aber ſah er ein Gehänge aus goldenen Scheiben, in deren Mitte je ein blutiger Rubin gleich einem großen Blutstropfen lag. Den Abſchluß der Kette aber nach unten bildete ein großer, noch dünklerer Stein, d'er wie ein hungriger Mund ſich in das Fleiſch zu bohren ſchien. Iſebel ſelbſt aber ſtand prangend, die Lippen leiſe zu einem Lächeln verzogen, und ihre Augen waren ſo weit aufgeſchloſſen, daß ſich die Brauen als hohe, königliche Bögen in die Stirne emporhoben.

Joram fiel in die Knie und bebte.

Iſebel kicherte:

„Bin ich ſchön?“

Aber Joram ſtammelte nur und fuhr mit den Händen durch die Luft.

„Sieh mich an!“ rief ſie.

Sein Geſicht hob ſich wie im Gebet zu ihr auf. So verblieben ſie lange. Dann ſchien das Feuer des Raumes auch in ſeine Augen zu ſpringen. Denn plötzlich flammten ſie lohend.

Nun ſagte Iſebel:

„Was hat dir Obadja vorhin erzählt?“

Da ſchlug der Schreck in das Geſicht des Jünglings. Der Ausdruck dieſes Geſichtes war plötzlich ein ganz anderer, ſchien plötzlich von hier fortgetragen und wieder unten auf der Terraſſe zu ſein. Es war in die Länge gezogen und die Lippen ſchmal und blutleer.

Aber erſt als Iſebel die Frage wiederholte und nochmals wiederholte, nun aber ſtreng und vom Zorn geheizt, fand er Worte und ſchrie gequält auf:

„Naboth hat Gott geläſtert!“

Und ſchlug die Hände gegen das Geſicht.

Iſebel: „Warum quält dich das ſo?“

Und er in Schluchzen: „Er war mein Freund, oh, mein Freund, mein Freund, mein Freund! Was ich brauchte, gab er hin, gab es von ſeinem Eigenen . . . Er hat mich bewirtet und geſchützt, als ich fremd hier war. Er hat mit mir gebetet und geſungen und gefaſtet. Und hat mir die Pſalmen und die Thora vorgeleſen. Und viele Sprüche gelehrt. Und Lehren gegeben . . .“

Und er begann zu weinen.

Dann aber ſchrie er auf und ſprang empor: „Aber ich glaube es nicht!“

Und langſam ſagte Iſebel:

„Auch ich habe gehört, als Naboth Jehovah und den König Ahab läſterte . . . Und morgen. – höre Joram, was ich dir ſage, höre gut! morgen wird man zu Gericht

gegen Naboth gehen. Du wirst für mich als Zeuge auftreten —!"

Da gellte Joram und warf die Hände auf und sein Mund fiel nicht wieder zu.

Aber schon war Isebel ihm nahe und umschlang ihn und schlug ihm ihren Atem ins Gesicht. Da fühlte er eine Schwäche ohne Maß durch seinen Körper rinnen, eine süße Lust pochte in seinem Blute. Sein Körper wollte sich auflösen, hinschwinden, in Königin Isebel hinschwinden. Er hielt die Augen weit offen, er sah ihr Gesicht nahe dem seinen, seine Lippen zitterten und ein unsagbar wohliger Geschmack lag auf seiner Zunge.

„Du wirst morgen für mich als Zeuge zu Gericht gehen..." sang Isebel.

Und als er noch immer aufwehrte:

„Und wirst sagen, du hättest gehört, wie Naboth in der Dämmerung Jehovah und den König Ahab und die Königin Isebel lästerte..."

Joram schreckte zusammen und öffnete den Mund. Isebel lächelte nur und nickte:

„Ja, auch Königin Isebel..."

Und der Jüngling zitterte.

Da ließ sie ihn los und sagte langsam, indem sie jedes Wort wie einen blanken Stahl in die Luft setzte:

„Wenn du es tust, Joram!— dann — darfst du eine Nacht — bei mir — bleiben."

Da fiel er nieder und schlang seine Arme um ihre Knie und war überschüttet vom Dufte von Ysop und preßte sein Gesicht in ihren Schoß und stammelte und röchelte und wand sich in unsäglicher Wollust. Sie schloß die Augen und ließ es einige Zeit über sich hingehen und schien in dem gleichen Rausch begraben. Dann wand sie sich sacht los —

er wollte sie nicht lassen, er klammerte sich an ihren Leib. Bis sie endlich zurücksprang und rief:

„Jetzt geh und gedenke, was ich gesagt habe."

Da war er nur mehr Knecht und richtete sich auf und taumelte hinaus, wie verwirrt in eine große Nacht.

Isebel kicherte grausam. Ihr Atem zischte zwischen den Zähnen. Sie warf sich auf das Lager, wie sie war, und die Augen fielen schnell zu, ohne daß sie eingeschlafen wäre. Sie lag, als warte sie. Ihre Glieder hatten nicht die Losspannung, welche die Ruhe gibt. Ihre Glieder waren alle wach, als sollten sie ihr im nächsten Augenblick zu großen Diensten sein. Ihre Brust hob sich heftig und die Rubine leuchteten auf und verloschen und leuchteten wieder auf. Oft zog sie die Lider von den Blicken fort. Dann schauten die steinernen Augen in das Dunkel des Raumes wie zu einem lebendigen, aufregenden Schauspiel.

Schon drängte sich der Morgen in das fahle Licht der Ampel, als sie in Schlaf fiel. Sie schlief tief und traumlos.

Als sie erwachte, bemerkte sie zuerst, daß der helle Mittag gekommen war. Die Wände und die Diele waren mit gleißendem Golde überzogen. Eine dumpfe Hitze hatte ihr Trägheit in das Blut gegossen. Trotzdem sprang sie jäh auf, denn von unten kam ein Rauschen, ein tiefes, plumpes, grollendes Rauschen. Im ersten Augenblick hatte sie das Gefühl, sie stände am Ufer, in ihrer Heimat Zidonien, und höre das wilde Meer im starken Wind aufklagen. Dann aber warf sie diese Erinnerung ab und lief zum Fenster und stand wie gelähmt.

Eine große Menschenmasse, hunderte von Menschen, drängte sich um die Hütte des Naboth. Wie ein Teich, der von allen Seiten vom Sturme bedrückt und geworfen wird, so wogte diese grelle, buntfarbige Masse hin und wieder, schob sich einmal zusammen, um sich im nächsten Augenblicke auseinanderzureißen. Weiße Arme sah sie auf-

leuchten. Und das Rauschen schwoll an, stieg zu einem gellenden Geheule. Und dann war es nur mehr ein unterbrochenes Schreien, das wie eine scharfe Schneide die Luft durchschnitt.

Da schaute sie lange und so angestrengt, bis sie ein wehes Stechen der Augen zwang, zurückzuweichen und mit den Händen die Blicke zu erblinden. Dann aber warf sie die Arme empor und schrie, schrie, schrie in einem Taumel, welchen Jubel und Gier und Angst durch das Blut jagten. Sie warf ihren Körper um und um, sie stieß sich die Fäuste in die Brust, sie riß sich das Haar um den Hals. Dann lachte sie und schrie wieder und warf sinnlose Worte hinaus und lallte. Einmal lief sie zum Fenster und winkte mit ihrem ganzen Leib und antwortete dem Heulen der Menge. Dann fiel sie gegen die Wand und preßte sich an sie und schlug mit den Fäusten in den Stein. Dann kauerte sie am Boden und kicherte und warf das Haupt einmal rechts und einmal links. Bis sie wieder aufsprang und auf das Ruhebett sank. Und -- da war sie plötzlich ganz still und brach in sich zusammen.

Nun kehrte sie den Mund gegen das Kissen und deckte die Ohren mit den Händen und begann leidenschaftlich aufzuschluchzen. Ihr Weinen flog hell und weh durch den Raum. Oft hob sie sich ein wenig auf und horchte, während ihr die Tränen über Lippen und Kinn liefen, und fiel wieder zurück und seufzte den Namen Naboths und schrie ihn und liebkoste nun dieses Wort und lag dann wieder leblos.

Da kam das Gellen der Mägde herauf.

„Was ist? Was ist?“

Und eine Männerstimme rief:

„Naboth ist gesteinigt!“

Das Brüllen wurde leiser und leiser und verrauschte in die Ferne ... Sie hörte es nicht mehr. Sie fühlte nichts

mehr. Sie ſah nur große, buntfärbige Sterne und Kreiſe und Zeichen durch die Luft ſchwimmen. Ein Drehen faßte den Raum. Lichter zerſprangen und verſanken. Fratzen grinſten zwiſchen den Farben und verloſchen. Wie in ein Rad gedrängt, wirbelte ſich die ganze Welt dieſer Seltſamkeiten um ſie.

Sie wagte nicht mehr, zum Fenſter zu treten. Ihr war, als ob der Leichnam des Geſteinigten auf der Terraſſe liegen und mit blutenden Augen zu ihr aufſchauen müſſe. Ein Grauen vor dem draußen, das ihr durch den ganzen Leib bis in die Fingerſpitzen lief, hielt ſie an den Ort, an dem ſie ſtand, wie gefeſſelt. Sie duckte ſich dicht und mit den Zähnen klappernd zuſammen, als wollte ſie ſich irgendwohin verkriechen, wo weder Licht noch die Stimmen der Welt zu ihr dringen könnten.

Dann war es ihr plötzlich, Naboth würde aufſtehen und kommen, zu ihr, in dieſes Zimmer kommen, um ſich an ihr zu rächen. Und als ſie auflauſchte und wirklich Schritte hörte, die von der Tiefe des Ganges immer näher herankamen, öffnete ſich keuchend der Mund, denn der Atem zagte zu entweichen. Alles Licht der Augen ſchien von ihr geflohen zu ſein, um durch den Vorhang zu dringen und den Kommenden ſchon früher zu erkennen. Das ganze Leben dieſes hoch aufgeworfenen Leibes ſchien den Schritten des Unbekannten entgegen zu eilen, um von ihm zertreten zu werden. Wie von ſich ſelbſt fortgetragen ſtand ſie da. Immer näher hallten die Schritte; nun wellte ſich der Vorhang und öffnete ſich jäh.

Obadja und Joram ſprangen wie zwei Schakale in das Zimmer. Ihre Oberkörper waren ſtark vorgebeugt, in der Rechten trugen ſie das bloße Schwert. Schon hoben ſie es ein wenig gegen ſie auf.

Da ſchnellte ſie jäh zurück und ſchrie:

„Was wollt Ihr denn von mir?“

Nun brüllte Obadja: „Du Dirne, du Dirne, du Dirne!!! Wie vielen haſt du dich noch verſprochen? Sollen wir zur Nacht abwechſeln?“ Und er warf ein Gröhlen aus ſich, daß ſein Körper davon gerüttelt wurde.

Da hob ſie ſchnell ihre Arme, daß das dünne Gewebe der Tunika oben zerriß und die ſüße Weiße ihrer Brüſte zur Schau bot. Ihre Augen leuchteten wie jäh entzündete Fackeln und ihr Mund, als er nun zu flehen anhub, war von Verheißungen kommender Zärtlichkeiten bedeckt: „Und du Joram...? Du willſt mich auch töten? Joram? Dich liebte ich, dich liebte ich, ſchon damals, als du das erſte Mal die Harfe ſchlugſt! Ich wollte dich alle Nächte in dieſen Armen halten, — ſiehe, Joram, o ſiehe: in dieſen Armen! — und wollte dich das ſüße Küſſen und alle Liebkoſungen und Künſte der Nacht lehren. Ich beſtreute mein Bett mit Myrrhen, Aloe und Zimmt, mit Myrrhe und Aloe und Zimmt ſtreute ich meine Haare. Meinem Leibe gab ich Thymian, gab Yſop, damit du Wohlgefallen fändeſt an mir ... denn nach dir liefen meine Träume aus ... So wahr Jehovah lebt; es iſt ſo, wie ich ſage! ... Warum tuſt du mir ſo weh?“

Und ihre Augen waren mit einem Male von Tränen überflutet. Ihre Augen trugen eine Trauer, eine Ergebenheit und eine letzte Liebe zu ihm hinüber. Joram aber ſtand bleich, ſein Leib ſchwankte wie ein Halm hin und wieder. Die Hand mit dem Schwerte ſank tiefer und tiefer und die Finger waren nur mehr loſe um den Griff geſpannt. Während Obadja ſich aufrichtete, um den Klang ihrer Stimme von ſich abzuwerfen und wie blind gegen ſie loszuſtürzen, war Joram einen Augenblick, einen ganz kurzen Augenblick wie gebrochen. Da aber nun Iſebel, in emporbrennender Angſt vor Obadja, wie beſeſſen aufſchrie, war Joram mit einem Male ermannt und ſein Schwert blitzte zu Obadja hinüber.

Obadja ſtand geſchlagen, von ungeheurem Schmerz geſchlagen.

Als aber nun Iſebel, vor Angſt und beginnendem Jubel durchſchüttert, ſchrie: „Töte ihn, Joram!“ und als Joram auf Obadja losſtürzte und ihm das Schwert in die Bruſt ſtieß, hieb dieſer, halb ſchon im Tod, aus und traf den Knaben in die Kehle. Eine Schnelle lang war nur der Schein des Blutes, das aus beider Leiber aufſchoß, dann lagen ſie noch röchelnd, aber der Welt ſchon erblindet.

Iſebel duckte ſich vor und ſtarrte mit verglaſten Augen auf die Sterbenden nieder. Das Röcheln fuhr ihr gleich leiſen Stichen in das Hirn, das Hirn war wie zerriſſen. Ihre Augen aber ſahen nur Blut. Sie ſah die Leichname in einem großen, breiten, ſchnellen Strom von Blut immer wieder an ihr vorbeigetragen werden, aber kaum mehr erkennbar. So hielt dieſer Rauſch lange ihr Herz in ſeinen Wogen. Als aber das Röcheln dünner wurde und immer dünner und als es endlich erloſch, fuhr ſie auf, wie aus einem Traum, ſtrich mit den äußeren Handflächen über die Augen, blinzelte ein wenig, ſah zum Fenſter in die Menge des Lichtes. Dann bemerkte ſie, daß ihr Gewebe zerriſſen war. Sie deckte es wieder über die Brüſte, während ihre Lippen ſich leicht zu einem Lächeln emporzogen. Dann wandte ſie ſich und während ſie obacht gab, daß ihre nackten Füße nicht in das Blut kämen, ging ſie zum Ausgang, um den Mohren zu rufen.

Sie rief ihn, ein wenig heiſer. Er kam ſchnell, während ſeine ungelenken Arme in der Luft hin und her ſchwankten.

Als er eintrat und die Toten in ihrem Blute erblickte, röteten ſich ſeine Augen und er konnte nicht mehr wegſehen. Immer weiter beugte er ſich vor, die dicken Lippen fletſchten aneinander und die Naſe bebte.

Und Iſebel:

„Schaff dieſe Beiden fort, ſo raſch als möglich . . . Und

wasch dann das Blut auf . . . daß dich aber Niemand sieht!"

Der Mohr kniete nieder, von dem gewohnten Gehorsam geführt, um Obadja aufzuheben. Schon hatte er diesen angefaßt, als ein Schein von Tücke in sein Gesicht fuhr. Dann kroch ihm ein böses Grinsen aus den Mundwinkeln und kroch über die Wangen und kauerte wie etwas Wartendes auf dem Gesichte. Er ließ den Toten wieder fallen, und während er knien blieb, setzte er sich auf die Unterschenkel nach rückwärts und grinste nun breit zu Isebel auf.

Sie sah ihn erstaunt an. Sie faßte es nicht. Dann aber schlug sie mit dem Fuße auf und schrie ihn an:

„Du Hund — wirst du gehorchen?"

Er grinste noch breiter und seine Augen waren ganz von Blut getränkt. Aber er rührte sich nicht.

Da fühlte die Königin die Wut an ihren Schläfen hämmern und ihr Blut wallte jäh auf. Und als sie nun aufschrie, war ihre Stimme krystallen und ganz fremd:

„Ich werde dich geißeln lassen, so lange bis du stirbst!"

Da zeigte er höhnend auf die Toten und zuckte mit den Schultern und sah sie schief an.

Nun verstand sie. Wer würde diese wegschaffen, ohne daß es ruchbar würde in ganz Samaria? Fast war es ein Zittern, das über sie hinging. Dann aber lag ihr Gesicht wieder ganz in Ruhe gegossen und sie fragte:

„Was willst du?"

Der Mohr, noch immer in derselben Stellung, schob seine geschwollenen Lippen vor und lallte. Sie wandte sich, wie von Ekel erfaßt, und riß sich das goldene Gehänge mit den schweren Rubinen vom Hals und warf es ihm vor die Knie. Aber es blieb liegen. Er rührte keine Wimper. Sie riß sich die Armbänder ab, die goldenen, gewundenen Schlangen riß sie ab, und warf sie ihm hin, wie einen Fraß vor einen Panther. Aber er sah es nicht. Da zerrte sie endlich den Gürtel von ihrem Leib, der um und um Rubinen und

vorne in einem ganz hellen Golde die ägyptiſche Flügelſonne trug und ſchleuderte all dies hin. Aber er ſah es nicht.

Da ſtand ſie einen Augenblick lang beraubt, beſchämt und betäubt. Einen Augenblick lang begriff ſie dies nicht. Ihr Hirn war gleichſam verſchloſſen. Aber dann flog es jäh auf. Sie ſah die Augen des Mohren zucken und um ſeinen Mund ein ſchnelles Fiebern fließen. Dann aber ſah ſie ſeine mächtige Bruſt, ſeine dicken Arme und ging ihm entgegen und warf ihren Blick in den ſeinen. Er nickte gierig und ſprang auf. Bevor er noch ſtand, hatte ſie an den oberen Saum ihrer Bekleidung gegriffen, den Riß zu Ende geriſſen, das Gewebe fiel nieder. Der Mohr brüllte ſchrecklich auf und ſtürzte über ſie hin.

An die Jüdin / von Robert Müller

In den großen Städten unſeres Weſten,
Zwiſchen Turm und Netzwerk gotiſcher Veſten
Gehſt du, kleines Judenkind,
Und in deinem Blicke ſind
Wanderungen deiner Raſſen.
Aſiens Lieben, Aſiens Haſſen
Und Arabiens Wirbelwind
Und Aegyptens träges Laſſen
Trägſt du, wo dein Schickſal rinnt.

Sahſt du je mit blauem Blick zum Blauen?
Kannſt du Bergen, blonden Gletſchern trauen?
Die die Früchte deines Blicks verſüßten
Waren weite ſonnvergorene Wüſten,
Chaj, die kräftigen Strahlen deiner Lider
Bogen Samums lang hernieder.
Arbeitsſchweiß von morgenländiſchen Frauen
Nährte ſeit Geſchlechtern deine Brauen.

Und verliebter Makkabäer wilde Herzergüsse
Sprengten, die der Mond gereift, deine spröden Isisküsse.

Denn in deinen kleinen Knochen
Sind Epochen
Aufgehoben
Und aus Asiens bunten Rassen,
Beduinen und Zirkassen,
Menschheitsstücke eingeschoben.
In der Stirne Truggefüge
Kleopatras süße Züge
Und die rot gefeilten Kerne
Ihrer Nüstern, Mandelsterne.
Strahlen deine Wimpern nicht
Wie der Palme Fächer?
Und der Pfeil der Zunge bricht
Rot aus beinbesetztem Köcher.
Haia, wie die Datteln blühn
Deines Blicks aus Yemens Wiesen
Steif im Braun und trocken grün
Wie die Steppennächte der Kirgisen.
Jäh und geil und schwarzgestrüppig
Wachsen deine Djunglehaare
Und zwei Raupen kriechen üppig
Ueber deinem Augenpaare.
Denn in deinem sinnewilden Weiberblute münden
Asiens alte Liebesquellen aller klugen Sünden.

Kleine Jüdin, schnelle, schwenke
Deine dünnen Fußgelenke.
Tanze Wehmut flacher Sohlen,
Deines Wunderstammes Zeichen,
Dieses Ahnherrn des Spaniolen,
Bruders von Araberscheichen.

Aus dem Reich der Babylonen,
Da die Menschheit jung gewesen,
So im jungen Norden wohnen,
Bringt er alte Menschheitsthesen,
Die sein Schicksal schwer beluden.
Des Marschierens Bastonnade,
Schicksal, aj, des Prügeljuden,
Machte schmächtig deine Mädchenwade,
Brach der Fersen Kraft, der müden.
Wunderschöne Heldentochter wegverbrauchter Ghettojüden!

Darum macht mir, braune Wüstenpflanze,
Sehnsucht deine kranke Wade
Und ich bitte, geh und tanze
Mir den Tanz der Bundeslade.
Unseres Blutes Wandersegen
Kommt dein Wanderfluch entgegen!
Schönes Wunder der Gefahren
Für die starke Seele des Barbaren!
Asiens alte tiefe Sünden,
Des Geschlechts Geheimniskult
Birgst in bunten Kleiderbünden
Du und alle süße Schuld.
Darum, schöne Asiatin, tanze, laß dich bitten,
Du der Menschheit Prunkgeschöpf lusterprobter Liebessitten.

Also gehst du hin in diesen Städten
Unseres Westen, Asiens Erbe,
Und es werden oft in unseren Betten
Deine süß verschlungenen Züge herbe.
Deine Augen gehen im Erhitzen,
Wandern weit zu fernen Lüsten,
Lüsten, die wir nicht besitzen
Und in Wüsten lernen müßten.

Ein Traum / von L. E. Tesar

Vor einem Jahre träumte mir, ich läge mit einem kräftigen schwarzbärtigen Manne, den ich von ungefähr getroffen hatte, in dem Schatten eines breiten Baumes. Wir konnten von dem hinunter sehen in eine Ebene mit Wiesen und Gärten und Gehöften und Wäldern, und überall war starke berauschende Sonne oder dunkler kühler Schatten. Wir hatten von den Menschen gesprochen. Ihren Familien, ihren Ehen und ihrem Glück. Mein Wegkamerad schloß seine Augen; die Furchen in seinem Gesicht wurden unbeweglich; kaum öffneten sich seine Lippen, da er mit ferner Stimme zu reden begann.

„Manchmal ist mir, als wäre ich ein Seher und äugte, ein König, über euch, Menschen.

„Dann sehe ich ein Gebirge voll feuchten Hauches sich durch eure ebenen Lande dehnen. Sehe eure Furcht und höre das Klopfen eurer Herzen vor den hohen Bergen. In den Flächen vor ihnen aber habt ihr breite Straßen, bequeme Kanäle, dünnluftige Städte.

„Immer wieder zieht es euch, Menschen, gegen das Gebirge. In Gruppen wandert ihr zu ihm, in Paaren wandert ihr zu ihm, vereinzelt wandert ihr zu ihm. Aber fast alle kehren um, ehe sie an den Fuß der Berge gekommen. Männer und Frauen."

Die Stimme meines Genossen wurde voller und lauter.

„Ich erblicke zwei Menschen. Noch gehen sie in getrennten Straßen. Sie sehen aus wie Geschwister der Zedern. Wo ihre Straßen die Felsen treffen, begegnen sie einander. Des Mannes Rechte ergreift des Weibes Linke und sie steigen, ein Paar, in die Höhen.

„Wenn die Sonne atmet, stützt der Mann des Weibes Leib; wenn der Mond den Himmel beherrscht, ruhen sie, und des Weibes Hand streicht über die Stirne des Mannes.

„Dort, wo das Gebirge am höchſten iſt, ſtehen ſie ſtille und lauſchen. Hinter ihnen, in ſchmutziger Ferne, liegt das Land mit den Straßen und Kanälen und Städten. Vor ihnen aber breitet ſich, jenſeits der Berge, das Leuchten eines unabſehbaren Geländes, und Ballen weißer Wolken ſchweben darüber hin in ruhigem Flug. Die Augen der beiden trinken die Weite und aus ihren Gedanken fällt die Plage alles Zeitlichen.

„Da ſie erwachen, faſſen ſie einander bei beiden Händen.

„Dort, wo das Gebirge am höchſten iſt, baut der Mann über das Weib eine Hütte. Der Tag in den Bergen iſt voll heißer Mühen und Wunden, und die Lüfte der Nacht ſchneiden ſcharf. Aber des Morgens und des Abends führt der Mann das Weib vor den Eingang der Hütte und ſie ſchauen in das ſchimmernde Spiel der weißen Wolken vor ihnen.

„Das Kind, von welchem das Weib geneſt, weilt nicht lange bei den Zweien in der hohen Hütte. Es trippelt zurück in die Ebene der Straßen und Kanäle und Städte.

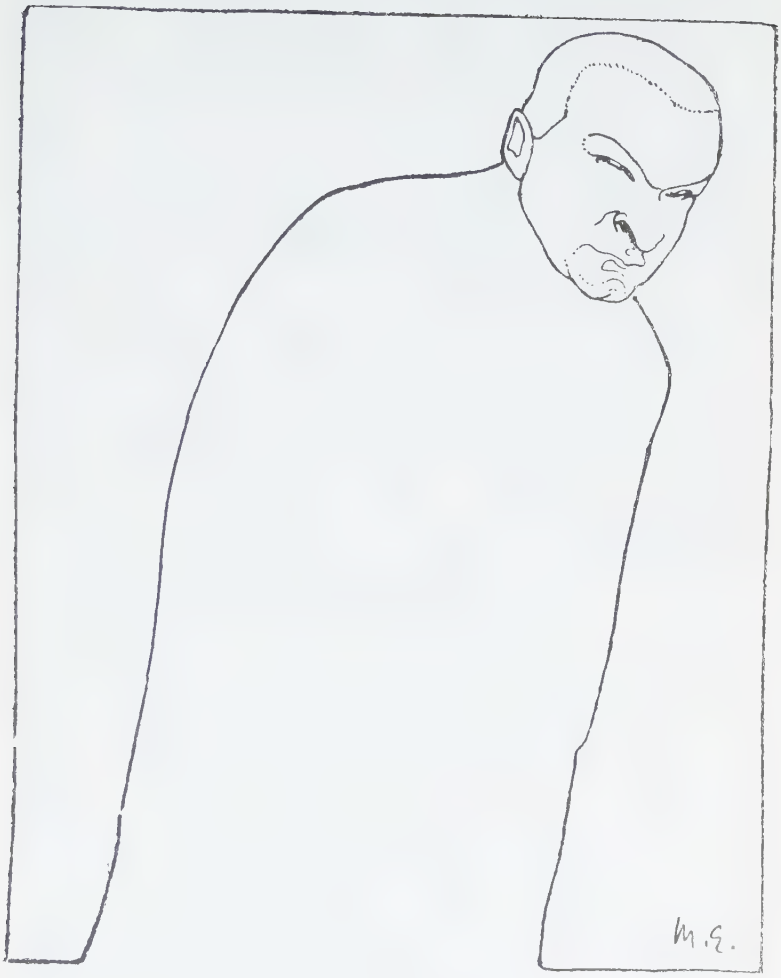
„Nun verlaſſen die beiden die Höhe. Sie ſteigen nieder in das Gefilde, deſſen Nebel vor ihnen glänzen. Sie wandeln des Tags und ſie wandeln des Nachts. Ihre Augen verläßt nimmer die Frage. Aber da ſie zu dem Gelände herabgelangt ſind, verlieren einander des Mannes Rechte und des Weibes Linke. Einſam ſchreitet der Mann und einſam ſchreitet das Weib in das große leuchtende Gefilde, darüber die weißen Schleier und Wolken gleiten."

Eine Weile ſchwieg mein Kamerad. Dann wurde ſeine Stimme wieder leiſe.

„Ich ſehe andere irren im Gebirge. Allein und gepaart. Ich ſehe Kinder und Gräber.

„Niemals aber ſehe ich zwei zuſammen in das neue Land jenſeits der Berge treten."

(gez. von Max v. Esterle)



Georg Trakl

Egger-Lienz / von Paul Hatvani

(Dresden, 1912)

Die Dämmerung ist immer ernst im Saal.
Ein Berg will weinen und mein Herz ist kahl.

Irgendwo sagt ein Kind:
„wir müssen Alle sterben".

Manche Frauen büßen ihre Schuld:
die Männer lassen ihre Arme los.

Die Männer sagen:
„kommt, wir wollen wieder einmal beten."

Und es gibt Dinge, die groß und klar sind,
und es gibt Männer, die stark und wahr sind.

Alles ist wieder
wie am siebenten Tag.

Aber die Erde entweicht unsrer lebensfernen Qual.
Ein Berg will weinen und mein Herz ist kahl.

Welt der Aufklärung

(Max Steiner: „Welt der Aufklärung". Berlin, E. Hofmann & Co.)

In Max Steiner, dessen nachgelassene Aufzeichnungen Kurt Hiller jetzt (mit einer ausgezeichneten, das Werk des – in weiterem Sinne – Kameraden mit tiefer Liebe würdigenden, seine Kraft mit reifer Ehrfurcht preisenden und durchleuchtenden Vorrede), nach inneren Gesichtspunkten geordnet, herausgibt: in Max Steiner hat nicht die Philosophie als „Fach" (die Steiner zeitlebens bekämpfte) eine „Hoffnung", sondern der zeitlose schöpferische Geist eine mit Bezug auf die Qualität der einzelnen Leistung schon restlose Erfüllung verloren. Ein dritter ist hier den Weg der Weininger

und Calé gegangen, der ihres Geiſtes auch ſonſt ein Erbe war. Max Steiner hatte viele Gedanken dieſer Welt zuende gedacht und was er erkannte, ermunterte ihn nicht zum Leben. Ein Skeptiker, der ohne Glauben nicht leben konnte, zog die Konſequenz ſeiner Erkenntnis.

Der nachempfindende Leſer — Erleber! — aber weiß nicht, was höheren Lobes würdig ſei: die originale Zucht, Kraft, Energie (dabei Behendigkeit: Elaſtizität) dieſer Sprache, die ſchneidende Schärfe, Klarheit, Deutlichkeit dieſer ſprachverbundenen Polemik (— es gibt eine wunderbare „religiöſe" Rechtfertigung notgedrungener Polemik in dieſem Buche —) oder die ungewöhnliche Schönheit, blutgeborene Herzlichkeit dieſer Gedanken, ihre Tiefe und die Härte dieſer Logik. Bis zur Selbſtzerſtörung offen und unbeſchwert ſcheinen ſich in dieſem Kopfe Auge und Welt, Erkenntnis und Menſch zu begegnen, und doch erweiſt ſich das Wunder ſolchen Vermählens als überbietbar. 150 Seiten hat man in dieſem Bande geleſen, immer wieder gebannt vom kühnen Flug dieſer Gedanken, der Unerbittlichkeit ſolchen Erkennens, immer erhoben von der Keuſchheit dieſes reinheitliebenden und darum menſchenhaſſenden Intellekts, (gelegentlich auch auf's heiterſte unterhalten von der ſcharfen Brillanz dieſes Witzes) — da folgt, ſelbſt für den tief Miterlebenden überraſchend, der Plan, die bloße Dispoſition jenes Werkes, deſſen Variation, Teil, Splitter eben das Vorangehende hatte ſein ſollen, und wer die Bedeutung ſolcher Dispoſition für das Werk des ſchöpferiſchen Philoſophen, wer auch nur (aus dem Vorangehenden) die Fähigkeit Steiners: einen Gedanken ſo um ſeine Achſe zu drehen, daß ſich das Weltall in ihm ſpiegelt, kennt, der muß jetzt erſt die Tragik dieſes Verluſtes erkennen. Hier iſt ein Werk in ſolchem Geiſte konzipiert und aufgegeben, daß ſchon der Grundriß den Architekten zu einem bedeutenden Baumeiſter ſeiner Zeit machen mußte. Hier iſt eine Welt: nicht mit dem Gefühlsreichtum, der pſychologiſchen Sehzärtlichkeit und Luzidität Calés, deſſen zeitweiſer Eiſigkeit, Kälte und Eloquenz (dieſer motivloſen und wie transzendenten Helligkeit) gegeben, noch aus der gewaltigen Fülle, dieſem Aus-tauſend-Wurzeln-geſpeiſt-ſein Weiningers (deſſen Traumverbundenheit, Methaphyſik und

bodenloſer Tiefe) erlebt und angeſchaut; aber vom „Politiker“ (wie der Herausgeber ſehr gut bemerkt) unter den Philoſophen, vom ſtärkſten Willen, der bewußteſten Energie gehandhabt, ſcheint es der wiſſenſchaftlich-ſachlich-abſtrakte Geiſt ſelber, der hier die Logik der Dinge zeigt.

Alfred Bach.

Voranzeige

Der „Brenner“ veranſtaltet in dieſem Winter drei literariſche Abende, an welchen die folgenden Autoren aus eigenen Werken vortragen werden.

Am 22. November Theodor Däubler, der einem größeren Publikum noch unbekannte, aus Trieſt gebürtige Verfaſſer der gewaltigen epiſchen Dichtung „Das Nordlicht“, eines Werkes, das umfangreicher als Dantes Göttliche Komödie von der Berufskritik erſt notgedrungen mit Stillſchweigen übergangen wurde, nun aber immer mehr in ſeiner monumentalen Bedeutung für unſer Schrifttum erkannt und anerkannt wird. Däubler, der kurz darauf in Wien, Prag und Deutſchland leſen wird, hat ſich in Anſehung des Umſtandes, daß im „Brenner“ der erſte bedeutende Verſuch einer Würdigung ſeines Werkes erſchien, bereitwilligſt dazu entſchloſſen, in Innsbruck ſeine erſte öffentliche Vorleſung zu halten, wodurch dieſer Abend doppelt beachtenswert erſcheint.

Am 16. Jänner findet, angeregt durch den ſtarken Erfolg der erſten literariſchen Veranſtaltung des „Brenner“, ein zweiter Leſeabend von Karl Kraus ſtatt, der dadurch erhöhtes Intereſſe gewinnt, als Kraus diesmal außer eigenen auch Werke von Strindberg und Neſtroy zum Vortrag bringen wird.

Als dritter endlich wird am 18. Februar Wilhelm Schmidtbonn, der bekannte Dramatiker, aus eigenen Dichtungen leſen.

Die Vorleſungen finden im kleinen Stadtſaal ſtatt. Der Kartenvorverkauf beginnt eine Woche vor der jeweiligen Veranſtaltung in der Wagner'ſchen Univ.-Buchhandlung.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 357/358/359 (84 S., 90 h.):

DER TON / GLOSSEN / MOMENTAUFNAHMEN / ELEKTRISCHE ERZIEHUNG / NOTIZEN / GLOSSEN / HARAKIRI UND FEUILLETON

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

PHILISTER

VON

CARL DALLAGO

Preis 80 Heller (70 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Draufloßgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .